

Fra' Georg Lengerke
SEHNSUCHT. VERLORENE HEIMAT (PSALM 137)
Fastenpredigt im Dom zu Hildesheim am 18. Februar 2018

Liebe Schwestern und Brüder,

Heimweh ist der Schmerz, nicht zuhause zu sein. Ich kenne diesen Schmerz – von mir selbst und von Menschen um mich herum. Und ich erinnere mich an das Heimweh meiner Kindheit. Mir fallen die Ferien in einem sauerländischen Forsthaus mit meiner Tante Adelheid ein. Ich erinnere mich an das Heimweh meiner Geschwister, das in der Regel eine gute Gelegenheit war, vom eigenen Heimweh abzulenken. Und mir fällt das Heimweh meiner Großeltern ein, die aus Schlesien geflohen waren und das dortige Schloss gegen ein kleines Verwalterhäuschen auf unserem Hof eintauschen mussten. Und ich denke an die vielen, vielen geflohenen Menschen unserer Tage. Der Heimwehpegel in unserem Land muss immens gestiegen sein.

Heimweh gibt es als schmerzliche Erinnerung an Verlorenes, an verlorene Orte oder Zeiten. Das war der Schmerz und das Heimweh meiner Großeltern. Ein Schmerz ohne Aussicht auf Heimkehr. Und es gibt Heimweh als Sehnsucht, als Erwartung von Kommendem. Ein Heimweh, dass sich sehrend dorthin ausstreckt, wohin wir unterwegs sind. Über diese Sehnsucht nach Hause wachte freundlich und geduldig Tante Adelheid in den sauerländischen Ferien mit mir und meinen kleinen Brüdern.

1. Fremdsein als Lebensgefühl und Lebenshaltung

Von der verlorenen Heimat und vom Heimweh nach ihr handelt der 137. Psalm, den wir gerade gehört haben; vom Leben in der Fremde und unter fremder Herrschaft; von den Liedern, die in der Fremde fremd klingen und doch gesungen werden müssen, wenn die Heimat nicht vergessen werden soll. Historisch ist es ein Klagelied, das Israel im 6. Jahrhundert vor Christus im Exil singt, nachdem Jerusalem vom babylonischen König Nebukadnezar zerstört und viele Israeliten ins Exil nach Babel geführt worden sind.

Die Christen haben diesen Psalm aber immer auch als ein Lied verstanden, das, über das historische Exil Israels hinaus, eine Lebenserfahrung des Menschen zum Ausdruck bringt: nämlich die Erfahrung, dass wir „nur Gast auf Erden“ sind und früher oder später wieder gehen müssen; und die Erfahrung, dass wir in einer Welt leben, in der die Ungerechtigkeit mächtig ist.

In der Offenbarung der Heiligen Schrift nimmt dieses Leben in der Fremde und in der Ungerechtigkeit seinen Anfang mit einem Bruch zwischen Gott und Mensch. Der Mensch tauscht das Leben zuhause, in der Gegenwart und Freundschaft Gottes, dagegen ein, selbst Gott sein zu wollen. Der Mensch verwirft und verliert sein Zuhause bei Gott und unter seiner Gerechtigkeit und erhält dafür ein Leben in der Fremde, unter der Knute seiner eigenen Ungerechtigkeit und in der dauernden Angst vor dem Tod.

Mit dieser Feststellung dieses Bruches, liebe Schwestern und Brüder, wird nichts von dem geleugnet, was in unserem Leben und in der Welt noch immer schön und gut ist. Nur müssen

wir, um das zu erkennen, auch die andere Erfahrung ernst nehmen: die Erfahrung, dass unser Leben zerrinnt (der hl. Augustinus hat die Flüsse Babylon als das in unserem Leben gedeutet, was uns zerrinnt und keinen Bestand hat), die Erfahrung, dass wir hier nie ganz zu Hause sind, weil wir irgendwann ja doch wieder gehen müssen, die Erfahrung, dass die Ungerechtigkeit und die Sünde in unserem und im Leben um uns herum mächtig sind.

Denn die Dankbarkeit für das Gute und das Wissen um die Vergänglichkeit gehören zusammen. „Bedenke Mensch, dass Du Staub bist; und zum Staub kehrst Du wieder zurück!“, haben Sie vielleicht vor wenigen Tagen in der Liturgie des Aschermittwochs gehört. Je mehr wir dessen gewahr sind, dass unser Leben befristet und zerbrechlich, gefährdet und kostbar ist, umso dankbarer werden wir. Und umso verwunderter staunen wir, dass uns der Krebs nicht aufgefressen und der letzte Treppensturz nicht zerschmettert hat.

Und wenn wir uns unter die Vielen gesellen, die Schreckliches mit angesehen oder am eigenen Leib erlebt und überlebt haben (und uns nicht vor ihnen in Sicherheit bringen), dann bekommen wir vielleicht ein Verständnis für die früheren Generationen, denen die Welt wie ein „lacrimarum vale“ vorkam, ein „Tal der Tränen“, und die angesichts der vielen, vielen Toten ausriefen: „dies Leben ist doch lauter Tod!“, wie wir es nachher im Salve Regina und gleich im Osterlied singen werden. Wir haben uns eingerichtet in der Welt; aber in Wirklichkeit haben wir die Heimat, unser Zuhause bei Gott verloren. Wir leben einem Exil, das wir nur solange für unsere Heimat halten, bis es uns genommen wird. Wir leben unter einer Fremdherrschaft, die wir nur deshalb für normal halten, weil es uns schwerfällt zu glauben, dass Gottes Güte mächtig ist und herrscht.

Wer, liebe Schwestern und Brüder, mag uns helfen, das Fremdsein in dieser Welt wieder zu erlernen und die Lebensform von Gästen und Pilgern wieder einzuüben? Zwei Gruppen fallen mir ein.

Das eine sind die vielen Menschen, die in den letzten Jahren zu uns gekommen sind. Es ist wahr, dass wir ihnen helfen sollen, bei uns ein neues Zuhause zu finden. Aber das wird ihnen nur selten ihre verlorene Heimat ersetzen. Deshalb sollten wir Christen uns zugleich bemühen, von den Fremden das Fremdsein in dieser Welt, das Unterwegssein zu lernen. Ja vielleicht können wir von ihnen sogar wieder lernen, Heimweh zu haben.

Und die andere Gruppe, von der wir lernen können, sind die Menschen in den Orden und Gemeinschaften, die freiwillig auf ein Zuhause, eine Familie und auf die Sicherheit einer festen Einbindung in Beruf und Nachbarschaft verzichtet haben.

Als wir den heutigen Abend verabredet haben, fragte Weihbischof Bongartz den Domkapitular Wirz, welchen Wohnort man denn auf der Ausschreibung hinter meinen Namen schreiben solle. Und weil ich gerade im Übergang von einer Aufgabe im Rheinland zu einer in Bayern bin, sagte der Domkapitular zum Weihbischof: „Tja, der ist gerade etwas unbehaust.“ Darauf meinte der Weihbischof im Blick auf unser heutiges Thema: „Na, dann passt das ja.“ Das stimmt! Und es hat mich daran erinnert, dass ich mich darauf wieder einlassen soll, unbehaust zu sein. Ich bin in der Tat gerade etwas unbehaust (und eigentlich bin ich das mein Leben lang), aber *heimatlos* bin ich nicht. Nur bin ich nicht – noch nicht – dort, wo meine Heimat ist. Ich bin unterwegs und zugleich versucht, mich einzurichten. Aber wir Ordensleute und wir, die wir dem Bischof Gehorsam versprochen haben, sollen das doch bezeugen,

was für alle gilt: dass wir Pilger sind, dass es „ein Ende mit mir haben muss, dass mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss“, wie es im Deutschen Requiem von Brahms gesungen wird, und dass es ein Heimweh gibt nach diesem Zuhause, zu dem Gott uns führen will.

2. Zion – bei Gott zuhause sein

Und von diesem Zuhause, von diesem Ziel ist nun zu reden. Denn der Weg ist nicht das Ziel. Das klingt zwar irgendwie fernöstlich und weise. Aber wer es damit wirklich ernst meinte, dass der Weg das Ziel ist, für den bedeutet Ankunft – und also das Ende des Weges – zugleich die Vernichtung des Ziels. Deshalb bleiben so viele Menschen immer unruhig, weil sie glauben, dass auf dem Weg zu sein schon alles sei; weil ihnen Ankommen, Bleiben, ein Ziel zu haben bedrohlich vorkommt, als würden sie zu Stillstand und Abbruch verdammt. Man kann sagen, dass der Weg ein *Zwischenziel* ist für die, denen das Aufstehen und Losgehen schwerfällt. Für die, die den Hintern nicht hochbekommen, ist es ja schon mal etwas, auf dem Weg zu sein. Aber das Reden vom Leben als Weg macht für uns Christen nur deshalb Sinn, weil der Weg unseres Lebens ein Ziel hat. Alle Ziele bis dahin sind Zwischenziele.

Unser Leben gleicht einer Fahrt mit einem Auto, in dem das Ziel in der Navigation schon eingestellt ist. Wir könnten es umstellen, aber zunächst ist uns ein Ziel bereits vorgeschlagen und ans Herz gelegt. Wir können ein neues Ziel eingeben. Dann werden wir von der Navigation gefragt: „Wollen sie die angegebene Adresse als Zwischenziel oder als neues Ziel eingeben?“ Wir sollten das uns zuerst angebotene Ziel nicht löschen, sondern unsere Ziele zu Zwischenzielen machen – und dann schauen, wo sie auf der Route liegen und ob sie zu vereinbaren sind mit dem endgültigen Ziel unserer Lebensfahrt, das allein es wert ist „Zuhause“ genannt zu werden.

Im Psalm heißt das Ziel der Sehnsucht, das Zuhause, um das die Israeliten trauern, „Zion“. Der Zion ist ein Hügel im Südwesten Jerusalems. Im Alten Testament ist er die Stelle der ersten Davidsburg und der Ort der Verehrung Gottes. Zion bezeichnet die heilige Stadt Jerusalem, den Ort, an dem Gott „wohnt“, an dem er sich gezeigt hat und sein Volk um sich versammelt. Für die Sänger des Psalms ist Zion die Stelle, an der Gott seine Schöpfung und der Himmel die Erde berührt.

Es geht also um den Himmel. Aber vom Himmel zu reden, fällt uns offenbar schwer. Fragen Sie sich einmal, wann sie – außer vielleicht, wenn es gut ging, bei einer Beerdigung – die letzte Predigt über den Himmel gehört haben. Das mag daran liegen, dass vom Himmel zu reden Widerspruch weckt – in uns und um uns herum: Heißt vom Himmel reden nicht, sich der Verantwortung für die Welt entziehen? Bedeutet die Rede vom Himmel nicht bloß eine Vertröstung, mit der sich der ungerechte Status quo irgendwie rechtfertigen lässt. (Nach dem Motto: Hier geht es Euch zwar dreckig, aber haltet noch ein wenig aus, Euer Lohn im Himmel wird groß sein!) Oder ist es das Unbehagen der Christen, nicht behaupten zu wollen, sie hätten etwas, was anderen fehlt? Ist es die Angst, andere zu bevormunden, sie traurig oder gar eifersüchtig zu machen?

Möglich, dass die Christen das Ihre dazu getan haben, dass es zu solchen Wahrnehmungen gekommen ist. Sicher aber ist, dass sie Aussicht auf den Himmel zu oft eingetauscht haben durch etwas Nützlicheres, Sichtbareres, Wirksameres, Praktischeres – nämlich durch die Perspektive auf politische Veränderung, eine neue, gerechte Gesellschaft oder die Bewahrung

der Schöpfung. Alles das mögen Zwischenziele sein, und wichtige Ziele sind es. Aber *das* Ziel ist Zion. *Das* Ziel ist der Himmel.

Domkapitular Wirz und ich gehören zu der Generation von Kindern, mit denen man in den siebziger und achtziger Jahren in der Kirche lauter Lieder gesungen hat, die vom Auszug aus der Fremdherrschaft, der Sklaverei und Ungerechtigkeit handelten, auf dem Weg, auf dem „das Rote Meer grüne Welle hat“. Aber viele dieser Lieder glichen bei allem ausgeliehenen Vokabular doch mehr der Internationalen oder anderen Parteiliedern als den Psalmen. Man hatte den Himmel mit der Erde verwechselt, wie wir sie gerne hätten oder wie wir sie gestalten sollten.

Die Psalmen aber reden von Zion. Und Zion ist mehr als ein Ort, mehr als ein Zuhause, mit dem wir wichtige Erlebnisse verbinden, mehr als das Schlesien meiner Großeltern oder mein Elternhaus, nach dem ich unter der Sorge von Tante Adelheid Heimweh hatte. Und Zion ist mehr als eine politische Idee oder eine Vision perfektionierter menschlicher Machbarkeit, des leidfreien Lebens oder der digitalen Unsterblichkeit. Zion ist der Ort, an dem wir bei Gott zu Hause sind.

Liebende kennen das. Sie wissen, wie das ist, einem zu sagen: Bei dir bin ich zuhause. Die kennen das Erschrecken, wenn der geliebte Mensch zu mir sagt: Bei dir bin ich zuhause. Kann das sein? Ja, das kann sein – solange wir auf dem großen Heimweg sind. Weil jedoch keiner für immer das Zuhause für den anderen sein kann, weil keiner für den anderen der Himmel sein kann, weil einer dem anderen irgendwann nach Hause vorangeht, muss nach der Verliebtheit noch etwas anderes dazu kommen: dass nämlich die Liebenden sich miteinander und füreinander ausstrecken und hinsehen zu dem, bei dem sie miteinander einmal ganz und für immer zuhause sein werden

Mit Gott und uns Menschen ist es wie mit Liebenden, die sich nacheinander sehnen. Wir Menschen können uns nach Gott sehnen – aber das Erstaunliche ist, dass Gott sich auch nach uns sehnt. Wir sind unterwegs zu ihm. Aber er kommt uns entgegen. Himmel ist nicht einfach „woanders“. In Jesus ist der Himmel auf die Erde gekommen. Gott hat seiner Sehnsucht, ja seinem Heimweh nach uns Menschen nachgegeben und hat sich aufgemacht zu uns hin. Wenn wir vom Zion, wenn wir vom Himmel reden, geht es immer um beides: Dass wir unterwegs sind zu ihm und er unterwegs ist zu uns. In Jesus Christus ist der Himmel zu uns Menschen gekommen, damit wir Menschen durch ihn in den Himmel kommen.

Insofern bedeutet die Ausrichtung auf den Himmel für uns nicht Weltabgewandtheit, sondern Hinwendung zur Liebe Gottes. Sie bedeutet, mit der Liebe Gottes, die in Christus in die Welt gekommen ist, die Welt zu lieben und uns auf sie einzulassen. Und sie bedeutet zugleich, daran festzuhalten, dass die Welt nicht das letzte Wort hat; dass wir ihr nicht gehören.

Diese Ambivalenz, diese Zweideutigkeit, gibt es schon im babylonischen Exil. Der Prophet Jeremia (Kap. 29) schreibt den Exilanten in einem Brief, sie sollten sich einlassen auf Babel, heiraten, Häuser bauen, Kinder haben. „Suchet das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum HERRN; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl!“ (Jer 29,7) Später wird man Jeremia dafür Verrat am Heimweh nach Jerusalem vorwerfen. Aber beides gehört

zusammen und um beides soll es uns gehen: um die Sehnsucht, die Liebe Gottes ganz zu erkennen und einmal ganz in ihr anzukommen, und die Bereitschaft, zusammen mit ihr hineinzugehen in die Welt, damit sie mit uns und wir mit ihr nach Hause finden. Aber um nach Hause zu finden, dürfen wir das Vorletzte nicht mit dem Letzten, die Zwischenziele nicht mit dem Ziel verwechseln. Wir sollen nicht der Welt das letzte Wort über den Himmel, sondern dem Himmel das letzte Wort über die Welt lassen. Das ist die Freiheit, die uns wahre Weltzuwendung erst ermöglicht. Und das ist es auch, was Papst Benedikt XVI. mit „Entweltlichung“ gemeint hat: Die Entmachtung der Welt um der Liebe zur Welt willen. Wir sollen um Himmels Willen die Menschen lieben; und wir sollen um der Menschen Willen zusammen mit ihnen in den Himmel kommen wollen.

Vom Himmel reden heißt also nicht, die Welt klein machen, sondern im Gegenteil, von ihrem Ziel, von ihrer Bestimmung, von ihrer wahren verborgenen Größe zu reden. Von ihrem Woher und ihrem Wohin. Der Himmel ist Trost für die untröstlich Traurigen und Stillung der sich unstillbar Sehrenden, er ist Heilung der unheilbar Kranken und Rettung der unrettbar Verlorenen. Der Himmel ist die letzte Antwort auf den Schrei der unter die Räder Gekommenen und Gerechtigkeit für die von der Ungerechtigkeit ums Leben Gebrachten. Für viele, liebe Schwestern und Brüder, und für viele von uns, ist der Himmel der einzige Trost. Ja, das ist er für alle, die ein Zuhause ersehnen, das bleibt. Im Sterben gehen wir nicht aus der Vertrautheit in die Fremde, sondern andersherum aus der Fremde in die Vertrautheit. Sterben heißt nachhause kommen.

3. Lieder vom Zion singen

Und nun ist drittens noch zu reden von dieser Provokation, die Israel in Babel erlebt. Dass da Leute sind, die ihnen, sei es spöttisch, sei es ernst, sagen: „Nun singt uns doch Lieder vom Zion!“ Wer sind die, die nach den Liedern vom Zion verlangen? Im Psalm sind es nicht die Israeliten, die einander ermutigen: „Kommt, wir singen Lieder vom Zion!“ Es sind die Babylonier, die Einheimischen, die „Zwingherren“ und „Fänger“, die rufen: „Singt uns Lieder vom Zion!“

Zum einen sind da die „Zwingherren“, die Entführer, die Herren der Entfremdung, die den Verlust der Heimat zu verantworten haben. Warum wollen sie die Lieder Zions hören? Ist es nur das Interesse am Fremden, an dieser exotischen Religion mit dem einen Gott, die behauptet ihr Gott sei der Gott aller Götter, sogar der vielen Götter Babylons? Ist es der Wunsch nach kultureller Vielfalt, die die Religionen zu einer hübschen Folklore macht? Ist es Stolz auf ihre eigene Kulturbeflissenheit, die sich parkettsicher und unverbindlich zwischen Klassik und Hip-Hop zu bewegen weiß? Oder ist es einfach nur die Sehnsucht nach den ganz großen Gefühlen, für die die Lieder vom Heimweh nach Zion doch irgendwie packender und realer sind als der Bergdoktor oder Rosemunde Pilcher?

Wir wissen es nicht. Wir hören nur, dass es den Exilanten abgeschmackt vorkommt, vor solchem Publikum die Lieder vom Heimweh zu singen. Sie resignieren, sie „hängen ihre Harfen an die Weiden in jenem Land“ und wollen sich nicht zum Affen machen im Zoo des babylonischen Panoptikums kultureller Überfeinerung.

Aber dennoch: Israel darf nicht schweigen. Sie müssen singen. Um der Anderen und ihrer selbst willen. Und das hat damit zu tun, dass die Lieder vom Zion nicht einfach bloß Lieder

von der Heimat, nicht einfach bloß Heimatmusik sind, die von der Schönheit des verlorenen oder in Aussicht gestellten Zuhauses reden. Sondern zugleich Lieder, die die gegenwärtige Herrschaft infrage stellen. Lieder vom Himmel singen ist ein Akt des Widerstands. Es bedeutet, darauf zu verzichten, die Erde zum Himmel zu machen. Denn der Versuch, die Erde zum Himmel zu machen, ist nie ohne Millionen von Toten versucht worden. Vom Himmel singen heißt nämlich auch, der Welt zu sagen, dass sie nicht der Himmel ist. Und wo die Welt sich nicht nach dem Himmel sehnt, mag sie das kränken. Auch das kann es erschweren, vom Himmel zu singen. Tante Adelheid hätte mir das Heimweh ja auch übelnehmen können, weil sie denkt, ich sei so unzufrieden mit den schönen Ferien im Sauerland gewesen. Aber Tante Adelheid war mehr wie die Mutter Kirche, die der Ort ist, an dem das Heimweh da sein darf, das sich ausstreckt nach dem Zuhause, das bleibt.

Und dann sind da noch die Babylonier, denen gewünscht wird, dass ihnen geschehe, was sie den Kindern Israels angetan haben, und dass noch ihre Nachkommen am Felsen zerschmettert werden. Wir müssen nichts beschönigen: Das Bild der am Felsen zerschmetterten Kinder ist schrecklich und unerträglich. Aber etwas Wichtiges wird hier doch gesagt, was auch im Evangelium noch nachklingt: Wer sich zwischen Gott und seine Kinder stellt und nicht weichen will, wird zerschmettert (vgl. Mt 18,6). Gott erlaubt nicht, dass sich den Kleinen, die in seine Arme laufen, jemand in den Weg stellt. Wer die Menschen partout am Himmel hindern will, der wird zerschmettert – samt dem, was er an Bösem ausbrütet oder in die Welt gesetzt hat. Wir haben leicht reden, solche Formulierungen unmenschlich und abartig zu finden. Aber wer wird den Betern in den Gaskammern von Auschwitz und Treblinka verdenken, dass sie Vernichtung ihrer Vernichter samt ihren Nachfolgern erlebten. Auch das Evangelium ist eine Frohbotschaft für die, die unter dem Bösen leiden und das Gute lieben; aber es ist eine Drohbotschaft für die, die unbekehrbar das Böse und den Tod lieber haben.

Doch da sind nicht nur die zynischen Genießer und die Gewaltherrscher. Augustinus beschreibt in seinem Kommentar des Psalms noch die anderen, jene Bürger Babylons, die sich um die Gesellschaft, das Allgemeinwohl, den Dienst an den Bedürftigen kümmern. Die, denen es um Recht und Gerechtigkeit geht – auch für die Fremden aus Jerusalem. Von außen gesehen, sagt Augustinus, sind sie „Bürger Babylons“, Bürger der weltlichen Welt, Bürger unter der Herrschaft der Ungerechtigkeit. Aber von ihrer Haltung und ihrer Hoffnung her sind sie schon „Bürger Jerusalems“, nach dem sie sich sehnen, ohne das Ziel ihrer Sehnsucht zu kennen. Und diese heimlichen Bürger Jerusalems ahnen, dass die Alteingesessenen in Wirklichkeit die Heimatlosen sind, denen nichts mehr bleibt, wenn Ihnen diese Zwischenstation genommen wird. Und deswegen sagen auch sie: „Singt uns Lieder vom Zion!“ Weil Zion nicht bloß euer Zuhause ist, sondern doch auch das unsrige. Singt uns Lieder vom Zion, von dem Zuhause, das bleibt, das auch uns offensteht, und nachdem wir uns sehnen. Es gibt sie auch bei uns, die Menschen mit der verborgenen Sehnsucht, die sich um Gottes Liebe in der Welt mühen, ohne Gott zu kennen. Und auch sie sagen: Singt uns Lieder vom Zion.

Wir schulden den Menschen Lieder vom Zion. Wir schulden den Menschen Lieder vom Himmel. Damit ihre Sehnsucht einen Ort und eine Stimme bekommt. Damit sie sie mitsingen können, jene Lieder, die auch von ihrem Zuhause reden, von ihrem Zion, das sie einmal erreichen mögen und das ihnen nie mehr genommen werden soll.

Und so müssen wir zum Schluss fragen: Singen wir eigentlich Lieder vom Zion? Ich meine, vielleicht singen wir sie noch, weil sie im Gotteslob stehen und wenn sie für uns jemand herausucht und uns auf der Orgel begleitet. Drei davon singen wir zum Beispiel heute Abend. Aber ich frage Sie: Singen wir sie eigentlich wirklich als Ausdruck unserer Sehnsucht? Für die Israeliten im Exil ist das die schlimmste Vorstellung: Wenn sie Jerusalem vergessen, bleibt ihnen die Zunge am Gaumen kleben und verdorrt ihnen die rechte Hand. Kann das sein, dass uns die Zunge, die vom Himmel reden soll, längst am Gaumen klebt? Wem die Zunge am Gaumen klebt, der lallt nur noch, der macht nur noch Töne, die keine Botschaft haben. Zion vergessen heißt, kein Heimweh mehr zu haben nach Himmel und vom Himmel nicht mehr singen können.

Liebe Schwestern und Brüder, lassen sie uns in dieser Vorbereitungszeit vor Ostern die Verbindung suchen zu diesem Zuhause, von dem wir singen und sprechen sollen. Das können wir auf verschiedene Weisen tun. Wir können fragen nach dem Heimweh der Fremden und der Sehnsucht der Armen. Wenn wir wissen wollen, wie das ist, sich nach dem Himmel zu sehnen, dann sollten wir dorthin gehen, wo die Sehnsucht am größten ist. Wir sollten hingehen zu denen, für die Heimweh nach Himmel nicht Vertröstung, sondern der einzige Trost ist. Und wenn es stimmt, dass wir zwar noch die Lieder kennen, aber nicht mehr die Sehnsucht, dann sollten wir zu denen gehen, die zwar die Sehnsucht kennen, aber noch nicht die Lieder. Und wir sollten nach den Heiligen fragen, und sie zu Gesprächspartnern machen über die Zwischenziele, die wir schon erreicht oder die zu erreichen wir uns vorgenommen haben, und über die Heimat, in der die Heiligen schon angekommen sind. Und wir sollten uns auf die freuen, die uns vorangegangen sind: die Großeltern, die gestorben sind an ihrem Heimweh nach Schlesien, und die vielen, die Sie verloren haben, die schon gegangen sind und für die wir Gott bitten, dass sie ankommen mögen mit uns in dem Zuhause, das Himmel heißt. Und es braucht Orte wie diesen heiligen Dom, den Sie so schön hergerichtet haben als Zwischenziel der pilgernden Kirche auf dem Weg nach Hause. Hier – unter dem Leuchter, der uns an das himmlische Zion erinnert – wird unser Heimweh zum Lied, hier hat unser Heimweh eine Stimme; so wie unter der Sorge von Tante Adelheid in einem sauerländischen Forsthaus. Und es braucht die Bitte um Mut zum Heimweh und um seine Verwandlung zur Freude. Es braucht die Bitte, dass das Ziel unserer Sehnsucht zu unserer „größten Freude“ wird, von der jede Freude auf dem Weg ein Vorgeschmack ist.

Schenke uns, Herr, dass Zion zu unserer größten Freude wird. Und dass wir in dieser Freude zu den Menschen gehen und ihnen Deine Liebe bezeugen, Deine Treue auf dem Weg nach Hause – auf dem Weg dorthin, wo uns die Heimat keiner mehr nehmen kann. Amen.